



FRANÇOISE GILOTS WOHNORT NAHE DES CENTRAL PARK WEST, NEW YORK.

# TANZ

---

## Die erste Lektion

*„Leben ist Bewegung, das Universum kennt keinen Stillstand. Vom Atom bis zur Galaxie, alles zittert, pocht, bewegt sich, entfaltet sich, rollt sich zusammen, kräuselt sich, dehnt sich aus, strahlt, vermehrt sich, weicht aus, drängt sich zusammen, teilt sich, wächst an, schwindet dahin. Alles ist Teil des großen kosmischen Tanzes, dessen einzige Konstante der Wandel ist.“*

*Françoise Gilot, Monograph 1940–2000*

**N**ew York, ein heißer Nachmittag im Juli. Ich betrat ein über 100 Jahre altes, efeubewachsenes Apartmenthaus, das nur wenige Schritte vom Central Park West entfernt in einer Seitenstraße lag. Am Ende des Flurs ein uralter Aufzug mit Messingschalter wie auf einem Schiff, den der livrierte Portier mit seemännischer Selbstverständlichkeit bediente. Feierlich fuhren wir in den ersten Stock, wo Françoise die Tür öffnete.

Sie ganz in rot: Kleid, Strümpfe, Schuhe, und wieder diese unfassbare Lebhaftigkeit. Seit meinem ersten Besuch in ihrem Pariser Atelier faszinierte mich die unheimliche Konsequenz und Kraft, mit der sie frei von äußeren Maßstäben lebte, wie eine Nonne,

die sich einen Gott erfindet, um jemanden zu haben, zu dem sie beten kann. Was sie sagte über die Suche nach Wahrheit, das glich tatsächlich der Botschaft aus einem Gottesdienst, den ich vorher besucht hatte, weil ich zufällig an einer offenen Kirche in Midtown Manhattan vorbeigekommen war. Eine absolute Wahrheit, die über Religionsgrenzen und Philosophien hinweg Bestandteil menschlichen Strebens sein kann. Ich wollte mich auf die Suche nach dem richtigen Leben machen, und ich wusste, dass ich bei Françoise anfangen musste.

**D**as Leben. So schlecht ist es eigentlich nicht. Natürlich kann es mit der Kunst nie mithalten. Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, wusste schon Hippokrates, und der war schließlich Arzt. Aber gibt es nicht auch so etwas wie die Kunst des Lebens? „Da bist du zur richtigen Adresse gekommen“, lachte Françoise. „Alles nur eine Frage des Willens. Es kommt nicht darauf an, wie die Dinge sind, sondern wie du sie nimmst.“

Auch deswegen hatte ich sie wieder besucht, und je länger ich der alten Philosophin zuhörte, desto jünger fühlte ich mich selbst. „Das Leben ist dehnbarer, als man denkt“, erklärte sie. „Es ist elastisch wie ein Gummiband. Natürlich, auf jedem Weg gibt es auch Steine, die man nicht bewegen kann. Aber wir als menschliche Wesen sind elastisch, wir können uns dehnen und zusammenziehen. Wir müssen nur darauf achten, dass wir uns nicht zu sehr zusammenziehen.“

Aber wehe, man überspannt das Band und es reißt. Alles ist Kunst, und jede Ausdehnung hat ihre Grenzen. Es kommt darauf an, seine Lebensenden richtig zu befestigen, damit sie nicht reißen. „Als junge Frau habe ich oft im Spagat gesessen. Ich konnte das gut und machte ein Motto daraus: den Spagat leben. Ich wollte immer zwischen den Extremen, nie in der Mitte sein. Die Welt von heute erzieht uns ja dazu, möglichst gefahrlos in der Mitte zu leben, aber die Extreme sind unglaublich wichtig. Du lebst gefährlicher, natürlich, aber auch glücklicher.“

Obwohl ich halb so alt wie sie war, kannte auch ich den Preis eines solchen Lebens: die berausenden Glücksmomente, aber eben auch die tiefen Abstürze in Depression und Schmerz, die oft auf Höhenflüge folgten. War es nicht besser, maßvoll zu leben, anstatt wie sie die Extreme zur Tugend zu machen? Doch das ließ Françoise, die so viel mehr als ich erlebt hatte, nicht gelten.

Sie hatte meinen Einwand erwartet und rief triumphierend: „Ahh, aber dem Schmerz wirst du nie ausweichen können! Er wird dich so

oder so irgendwann treffen. Also musst du alles dafür tun, am anderen Ende zu arbeiten. Je mehr du erlebst, desto größer ist natürlich die Wahrscheinlichkeit, dass darunter auch schlechte Erfahrungen sind. Aber lohnt es sich etwa, so lala zu leben, im Mittelmaß, statt mehr zu wagen?“

Die energische Stimme der alten Dame ließ keinen Zweifel daran, dass es sich ganz sicher nicht lohnen würde. „Das Mittelmaß ist doch das Allerschlimmste. Die Römer sagten, in der Mitte liege die Tugend, aber da lagen sie völlig falsch. In der Mitte liegt nur das Mittelmäßige. Tugend liegt im Extrem. Manchmal zerbrichst du so ein paar Dinge, aber auch das wird sich lohnen.“

So hatte sie es selbst immer gehalten und lief schon deshalb nicht Gefahr, sich im Alter der Reue über verpasste Gelegenheiten hingeben zu müssen. War das der Grund, warum sie trotz ihrer quirligen Energie eine seltsame Ruhe und Gleichmut ausstrahlte?

Sie hatte sich dem Schicksal nicht nur hingegen – das allein erforderte schon einen Mut der Gelassenheit, den nur wenige Menschen aufbringen – sie hatte es herausgefordert, immer wieder. Oft ahnte sie dabei, dass es nicht gut ausgehen würde, und wollte doch nicht auf die Erfahrung verzichten. So stehen im Leben der Françoise Gilot neben den Höhepunkten die Katastrophen, die sie nicht vermeiden wollte. „Wir leben alle nicht ewig. Schau mich an: Obwohl ich viele Risiken eingegangen bin, lebe ich mit 90 Jahren immer noch.“ Ein Lachen, dann schob sie nach: „Und mir geht es dabei gar nicht so schlecht, nicht wahr?“

Sie hatte recht: Vor mir stand der lebende Beweis, dass Bewegung besser als Stille war. Das Leben war ein Pendel, das erst am Ende in der Mitte zu stehen kommen durfte. Es war Bewegung in unaufhörlichem Rhythmus und diese Bewegung übertrug sich auf alles Lebende.

„Schau dir ein Pferd an: Es rennt nicht irgendwie, sondern es galoppiert in einem ganz bestimmten Rhythmus.“ Françoise wusste, wovon sie sprach. Pferde sind ihre Leidenschaft. Schon als kleines Mädchen ritt sie durch den Stadtwald von Paris, und sie konnte das Pferd tanzen lassen, weil sie sich ganz den Bewegungen des Tieres anpasste.

„Man muss seinen Rhythmus im Einklang mit der Welt finden“, erklärte Françoise. Das Leben ist eine Improvisation. Es gibt keinen Komponisten, der uns die Partitur schreibt. Nur die Gesetze von Harmonie und Takt können uns leiten. Das Leben ist Jazz, eine Reihe von Riffs und Blue Notes. Aber wie schwer fällt es uns oft, diesen Rhythmus zu finden, bevor unser Stück ausklingt und der Vorhang fällt. Vor lauter Lampenfieber greifen wir auf der Bühne die falschen Töne und suchen verzweifelt den Applaus des Publikums, bis wir merken, dass der Saal leer ist, schon immer leer war und wir nur für uns spielen.

„Egal, wie groß du bist, du musst es wie der Ozean halten“, sagte Françoise. „Schau dir die Bewegung der Wellen an, das Auf und Ab von Ebbe und Flut. Alles Leben hat Bewegung, Rhythmus, einen Antrieb, den du erwischen musst wie ein Tänzer, und wenn du diese Bewegung in dich fließen lässt, dann bist du eins mit dem Rhythmus des Lebens.“ Nicht jeder Mensch ist ein Ozean, selbst Genies fühlen sich manchmal wie ein Stausee im Hochsommer. Aber es kommt nicht auf die Größe an, sondern auf den Rhythmus.

Doch wie sollen wir diesen Rhythmus des Universums finden, wenn wir uns dauernd selbst beobachten und dabei schon über unsere eigenen Füße stolpern?

„Das kommt, weil du nur auf dein Ego achtest, nicht auf dein Selbst. Das Selbst hat keine Form und keine Substanz.“ Sie lachte herzlich. „Außerdem bist du ein Mann! Ihr armen Männer habt es viel schwerer, denn ihr wurdet schon immer dazu erzogen, euch durchzusetzen und Ordnung in die Welt zu bringen.“

**W**ir Menschen sind heute nicht mehr darin geübt, uns auf die Natur einzulassen. Schuld ist die Großhirnrinde, die Krone der Schöpfung, die dem Menschen längst zu Kopf gestiegen ist. Er hat sich die Natur untern gemacht und dadurch den Anschluss an die Quellen des Seins verloren. In der Moderne verschwand die Natürlichkeit der Bewegung hinter Pferdestärken, Kursbüchern und Fahrplänen. Ginge es nach der modernen Ökonomie, würde sich der rationalisierte, optimierte Mensch von heute nur noch von einem Planquadrat zum nächsten bewegen, wobei sich Anfang und Ziel selbstverständlich vorausberechnen lassen. Ein Ausbrechen aus dem Kästchenfeld sieht die ökonomistische Geometrie nicht vor.

Nirgendwo war das augenfälliger als draußen vor dem Atelier, wo Stadtplaner die Insel Manhattan mit einem gleichförmigen Netz von Straßen überzogen hatten, die sie der Einfachheit halber gleich mit aufsteigenden Zahlen statt mit Namen versehen hatten. Als Spaziergänger in den Straßen New Yorks hatte ich das bisher immer als Vorteil empfunden, da man so keinen Stadtplan brauchte. Doch während ich Françoise zuhörte, wurde mir die kühle Schachbrettlogik der Stadt auf einmal unheimlich und ich wandte meinen Blick vom Fenster ab auf das große Gemälde, das an der Wand des Studios hing.

Ich sah einen Affen, einen Papagei und eine Eule, um die eine Reihe abstrakter geometrischer Formen gruppiert waren. Françoise hatte

das zweieinhalb mal eineinhalb Meter große Bild 1966 gemalt und ihm den Titel „Kreisförmiger Raum“ gegeben. Tatsächlich konnten die kubistischen Formen nicht darüber hinwegtäuschen, dass zwischen den Lebewesen eine kreisförmige Beziehung bestand, deren Dynamik noch durch diagonale Linien auf der Leinwand betont wurde. Von allen Tieren ist der Affe dem Menschen am ähnlichsten, und dieser blickt stumm auf den Papagei, der zwar wie ein Mensch sprechen kann, aber keiner ist. „Und die Eule“, erklärte Françoise lachend, „sieht sich das alles an und sagt gar nichts!“

Das Bild wirkte wie ein Gegenentwurf zum regelmäßigen Plan des New Yorker Straßennetzes draußen vor unserer Tür, und mit einem Mal wurde mir bewusst, dass nicht nur Musik und Sprache den Takt des Lebens nachahmen können, sondern auch ein scheinbar statisches Gemälde. Nicht nur die Linien, auch die Farben bildeten in dem vermeintlichen Durcheinander eine neue Dynamik, die unzählbare Erlebnisse und Entdeckungen zu ermöglichen schien. Je länger ich das Bild betrachtete, desto stärker drang sein Rhythmus in mich ein, und ich begann zu verstehen, was Françoise gemeint hatte, als sie davon sprach, man müsse sich der Bewegung des Lebens anvertrauen, um Neues zu entdecken. Dieses Bild konnte man nicht einfach analysieren und dann in eine klare Botschaft auflösen. Es konnte nicht übersetzt werden. Aber vor ihm konnte man auf unbeschreibliche Weise etwas fühlen, das einem beim Betrachten widerfuhr.

„Die Malerei ist für mich ein Weg, das große Unbekannte zu erforschen, für mich selbst neue Rhythmen, Farben und Formen zu finden“, erklärte Françoise. „Man muss auf die Welt reagieren, aktiv sein und nicht halb tot. Wir müssen leben, solange wir am Leben sind.“

Aber das Stadtleben ist keine Entschuldigung. „Du kannst dich selbst auf einem kurzen Spaziergang in den Rhythmus des Lebens begeben.“ Man muss die kleinsten Bewegungen üben mit seinem ganzen Dasein und die Fantasie in den Körper legen. Sie deutete auf die Baumkronen, die draußen vor dem Fenster auf der 67. Straße sanft im Wind schaukelten. „Schau, wie sich das Blatt dort bewegt, es hat einen bestimmten Rhythmus. Siehst du ihn?“ Die Neunzigjährige stand auf und begann, sich zu drehen und zu wiegen. „Wenn ich will, kann ich meinen Körper jederzeit in diesen Rhythmus versetzen, auf einem Spaziergang oder im Studio vor dem Fenster.“ Es war ein Tanz ohne Musik, und ihre Bewegungen waren noch immer geschmeidig. Der Körper ist wichtig, nicht nur der Geist.

Aus dem Fenster einer Nachbarwohnung drang Klaviermusik zu uns. Jemand spielte Claude Debussys Claire de Lune. Sie lauschte den Tönen. „Folge dem Impuls der Musik und steh auf. Wenn dir nicht danach

ist, beweg wenigstens deine Arme im Takt der Musik.“ Françoise lächelte zufrieden und lachte, während ich wie ein Dirigent mit den Armen durch die Luft fuhr. „So ist es richtig. Deshalb leben Dirigenten auch so lang, weil sie das immer machen. Wir Maler mit unseren Pinseln auch. Weißt du, warum Tizian und Tintoretto so alt wurden, obwohl damals die Pest um sie herum wütete? Weil sie zu beschäftigt mit dem Malen waren!“

---



FRANÇOISE GILOT IN IHREM NEW YORKER ATELIER.  
IM HINTERGRUND DAS GEMÄLDE „CYCLICAL SPACE“ (1966).